

HOFFNUNG AUF BEFREIUNG

Theologische Perspektiven zum Thema Motorradfahren

Dietrich Horstmann

Ich bin kein Motorradfahrer, aber als Berufsschulpfarrer erlebe ich, wie wichtig einigen jungen Erwachsenen das Motorradfahren ist. Wie ist diese Lebenswelt mit der theologischen Tradition zu verbinden?

Die sozial-ethische Perspektive

Ein Krankenhauspfarrer: „Motorradfahren? Da kann ich nur warnen.

Die furchtbaren Verletzungen. Sprich mal mit unseren Ärzten. Meistens Selbstüberschätzung, kein Helm, keine Schutzkleidung. Oft auch Schuld der Autofahrer. Opfer der unverantwortlichen Werbung und Motorradkonzerne. . . .“

Theologisch fällt mir Römer 12, 1ff dazu ein: Der vernunftgemäße Gottesdienst mit den Leibern, „der Gottesdienst im Alltag der Welt“ (E. Käsemann, Exegetische Besinnungen und Versuche, Bd. 2, Göttingen 1964, Bd. 2, S. 198ff). Gottesdienst nicht bloß als liturgisch-geistliche Sonderveranstaltung oder als Lebensstil der bürgerlichen Innerlichkeit, sondern mit den Körpern, der Lust und der Kraft des Leiblichen. Sein Ort ist der Alltag. Dort werden die Charismen des Menschen wirksam. Die Trennung von heilig und profan, feierlich-liturgischer Sprache und Umgangssprache sind aufgehoben angesichts des neuen Äons, der die gesamte Existenz wandelt (E. Käsemann, ebd. S. 200).

In dieser Berufung des je besonderen Charismas der Leiblichkeit wurzelt die ethische Forderung. Sie läßt sich zusammenfassen mit: „sich nicht überheben“ (Käsemann, S. 201). Dies weniger im Sinne eines bürgerlichen Mäßigungsgebotes als vielmehr im Sinne eines menschlichen Umgangs mit dem jeweiligen Charisma. Orientierungspunkte dafür sind: das Gute, das Wohlgefällige, Besonnenheit (V. 3), Verzicht auf Vergeltung (V. 17) oder Rache (V. 19).

Was bedeutet dies für das Motorradfahren? Ohne diese theologische Fundierung in der göttlichen Begabung wären die folgenden sozial-ethischen Forderungen gesetzlich: Der Einzelne muß lernen, menschlich mit dem Motorrad umzugehen. Regeln gemeinsam erfinden und einüben, ist dringend geboten. Die gesellschaftlichen Gruppen und der Staat haben für Bedingungen zu sorgen, die einen menschlichen Gebrauch ermöglichen. Die jungen Leute sind daran zu beteiligen.

Ob allerdings diese erzieherisch-politische Perspektive immer am Anfang stehen muß? Theologisch gesehen sicher nicht. Aber auch aus der Perspektive des jugendlichen Motorradfahrers ist dies nicht angebracht. Er will mit dem

Motorrad der Einengung durch die vielerlei Verbote und Gebote der Erwachsenenwelt entkommen. Ein Grund mehr, nach wirklich „evangelischen“ d.h. befreienden Begründungen zu suchen, die die Moral als Hilfe akzeptieren läßt: Ich habe eine leibliche Begabung für den Gottesdienst im Alltag der Welt . . .

Die anthropologische Perspektive

„Das Feeling beim Motorradfahren gibt mir unheimlich viel power“ (Motorradfahrer, 19 Jahre).

Das königliche Gefühl der Macht, das fast rauschartige Empfinden bei hohen Geschwindigkeiten, das unmittelbare Erleben von Wind und Wetter und dabei das Bewußtsein, doch alles beherrschen zu können, erhebt Motorradfahrer und -fahrerin in einen „gottähnlichen“ Zustand.

„Du hast ihn ein wenig niedriger gemacht als Gott (elohim), mit Ehre und Hoheit hast du ihn gekrönt. Du setztest ihn zum Herrscher über das Werk Deiner Hände, alles hast Du ihm unter die Füße gelegt . . . (Psalm 8, 6ff). „Der Mensch ist der Sphäre der ‚göttlichen Wesen‘ nahegerückt“ (W. Zimmerli, Grundriß der alttestamentlichen Theologie, Stuttgart 1975. 2. A., S. 28).

„Der Mensch ist elohimgestaltig erschaffen“ (G. v. Rad, Theologie des AT Bd. 1, München 1961, S. 149).

„Der armselige, hilflose Mensch gehört nach Jahwes Bestimmung und Setzung zur Welt Gottes“ (H.-J. Kraus, Theologie der Psalmen, Neukirchen 1979, S. 187). „Der Psalm durchmustert das Hoheitsgebiet des Schöpfers, das zum Herrschaftsgebiet des Menschen geworden ist“ (ebd.).

Entspricht nicht dieses Lebensgefühl dem des Motorradfahrers: ihm gehört die Straße, er fühlt sich als „king“? Glanz, Ehre, Macht, Hoheit waren in der alten Welt (wie heute noch in bestimmten Blättern) dem König vorbehalten. Nur er steht in engster Beziehung zu den Göttern und trägt den Strahlenkranz. Er ist das „Ebenbild der Götter“ (Dazu H.-J. Kraus, Psalmen XV, 1, Neukirchen 1968, S. 73f). In Israel ist jeder Mensch ein solcher König, „Ebenbild Gottes“ (Gen. 1, 26ff). (Dazu Näheres bei C. Westermann, Schöpfung, Stuttgart 1983 und die bisher genannte Literatur.)

Dies ist allerdings Anlaß zum Gotteslob. Nicht überhöhte Allmachtsphantasien, sondern Beglückung über die Macht, die in der Elohimbefähigung liegt, sind das Grundgefühl. Gegenüber vorschnellem Warnen und Moralisieren vor Gefahren ist die anthropologische Grunderfahrung festzuhalten: Der Mensch ist mit göttlicher Macht ausgestattet – wirklich mächtig – aber nicht allmächtig – deshalb genieße diese Begabung in vollen Zügen. Erfahrungsmäßig übersetzt: über das Erleben, das Ausagieren der power gelange ich zur Erfahrung des Genießens, in der sich das Erlebte tiefer in mir verankert. Mit der Gabe kommt dann auch der Geber in den

Blick. Dank und Lob erweitern die Erfahrung.

Das andere gehört dann natürlich dazu: Gott-König-Sein ist auch ein Auftrag zu herrschen: Das königliche Herrschen meint nicht diktatorische Allmacht, sondern verantwortliches Handeln für das Gute, zum „Segen“ (C. Westermann, ebd., S. 77ff) und das heißt niemals Herrschaft von Menschen über Menschen (ebd. S. 79). Bezogen auf das Motorradfahren: Die „königliche“ Macht hat seine positive Funktion darin, daß wirklich Gutes, Beglückung, Lust, also Segen aus ihr wächst und nicht Unterdrückung.

Die Stärke dieser anthropologischen Perspektive liegt in der Lebensbejahung. Die Schwäche liegt in dem Denkmodell von Herrschaft, das in einfachen Strukturen vielleicht anwendbar ist, aber bei komplexen Aufgaben Grenzen hat. Wie ist herrschaftsfreie Kommunikation zur Entfaltung emanzipatorischer Kräfte anders denkbar? Das Gespräch über diese Problematik ist der erste Schritt dazu.

Die Perspektive des Aufbruchs

„Ohne die Clique wäre ich nie aus der ganzen Scheiße zu Hause rausgekommen.“

a) Wer die Geschichten von Motorradgruppen und -cliquen bis hin zu Rockergruppen verfolgt, entdeckt, daß ein starkes Motiv des Aufbruchs aus allen bedrückend empfundenen Verhältnissen ist: sich eingeeignet fühlen in der Kleinfamilie – Krisen in der Familie – Scheitern an Anforderungen in der Schule – Arbeitslosigkeit – Einsamkeit – einengende Normen und Regeln – die durchorganisierte Umwelt – kaum Raum für wirkliches Erfahrungsmachen . . . Die Grunderfahrung des oft mit Konflikten und mit Schmerzen verbundenen Aufbruchs aus der Herkunftsfamilie erinnert theologisch an das Motiv des Exodus Israels aus der Sklaverei. Die verschiedenen Stämme erfahren in der Befreiung eine gemeinsame Identität. Der Exodus ist das Urdatum für „Israel“.

Ähnliches bedeutet der Ausbruch in Fangruppen für die Identitätsfindung junger Leute. Ein Teil der Jugend heute bleibt trotz äußerer Lösung innerlich familienorientiert und damit gesellschaftlich gesehen unpolitisch. Der andere Teil der Jugendlichen – wie die fangruppenorientierten – wagt einen partiellen Ausbruch. In ihm zeigt sich eine Sehnsucht nach eigenständigem, selbstgestaltetem Leben ohne Entfremdung und ohne Zwang.

Israel erfährt in der Befreiung aber nicht nur seine eigene Identität, sondern vor allem Jahwe selbst. Dies ist konstitutiv mit dem Exodus verbunden (W. Zimmerli, S. 17f). Für die Mehrzahl der jungen Leute ist diese Exodusphase aber ein Abschied von Gott. Denn Gott, das ist gleich Wohnwelt = Kirche = Elternhaus = Kindsein. Warum gelingt es uns so wenig, die befreienden Erfahrungen des den Exodus schenken-den Gottes erlebbar zu machen? Warum

identifizieren Jugendliche Gott und Kirche mit Zwang, Regeln, Ritualen, Abhängigsein und weniger mit Aufbruch und Befreiung?

b) „Ein Mann hatte zwei Söhne. Und der jüngere von ihnen sagte zum Vater: „Vater, gib mir den Teil des Vermögens, der mir zusteht. Der aber verteilte die Habe unter sie. Und nicht viele Tage danach nahm der jüngere Sohn alles mit sich und zog hinweg in ein fernes Land . . .“ (Lukas 15, 11–13).

Heumann interpretiert sie als Symbolgeschichte des Ausbruchs (J. Heumann, *Symbol, Sprache der Religion*, Stuttgart 1983, S. 112 ff). Eine „objektive“ Notwendigkeit für einen Ausbruch besteht nicht. Materiell ist alles gesichert und doch zieht er weg . . . Heumann verweist auf Jesu Ausbruch aus seiner Familie und der Distanz zu seiner Nachbarschaft und auf Buddha. Beide leben stellvertretend für die Gesellschaft das „Neue“. Im Durchstehen der Ablösungskrise, der Einsamkeit und dem Entschluß zur Rückreise bildet sich Identität auch heute noch. Der scheinbar „verlorene“ Sohn erweist sich als der lebendigere. Die Parallele zum Ausbruch des Motorradfahrers aus der Sorge der Kleinfamilie (Mutter) liegt auf der Hand.

Die Stärke dieser Ausbruchsperspektive liegt in der lebensbejahenden Kraft und dem Verweis auf die Identitätsfindung im Risiko. Sie führt uns deutlich unsere oft ängstliche kirchliche Praxis vor Augen, die der Verheißung des Befreiungsgottes wenig zutraut.

Orientierung an der Praxis Jesu

„Es geht mir weitgehend darum, diese Leute zunächst einmal, wie Jesus es getan hat, voraussetzungslos, ohne Vorbedingungen, ohne moralische, bürgerliche oder sonstige Ansprüche so zu nehmen, wie sie sind. Wenn sich die Rocker von mir akzeptiert und angesprochen fühlen, dann beginnt ein Prozeß, der im besten Falle dazu führt, daß den Rockern in monatelangen Gesprächen bewußt gemacht wird, warum sie Rocker geworden sind, wie sich die Schuld, die eigene und die der Gesellschaft, verteilt und wie sie ihre Lederjackenphase – unter diesen Begriff subsumiere ich auch ihr pervertiertes Streben, Leistung durch Gewalt zu wollen – überwinden können.“ Rockerpastor Weißbach, Hamburg (Der Anstoß, Blatt 176, Gelnhausen 1976)

Motorradfahren geschieht vorwiegend in Gruppen. Sie reichen von losen Cliquen bis zu festen Clubs. Eine Sonderform, die das Motorrad als „Kultgegenstand“ benutzt, sind die Rockergruppen. Sie sind eine typische Randgruppe. Über Jesu Praxis des Umgangs mit Subkulturen, die am Rande der Gesellschaft lebten, brauche ich hier nicht Belege aufzuführen. Aus dieser Praxis ergibt sich für unseren Kontext, nicht die gängige Perspektive des Befremdlichen wahrzunehmen, sondern zuerst das „progressive“ Element: Die

„Sehnsucht nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit . . ., der Versuch, die eigenen Freiheitsräume und Handlungskompetenzen zu vergrößern. Regressive Elemente sind solche, die Flucht, Unselbständigkeit und Einengung bedeuten“. „Einen Jugendlichen verstehen und akzeptieren hieße . . . in jeder Äußerung die progressiven Elemente zu sehen und in ihrer Intention zu bejahen . . .“ (E. Jaeggi, *Wir wissen nicht, was wir wollen*, in: H. E. Bahr (Hg.), *Wissen wofür man lebt*, München 1982, S. 88–91).

Von der Praxis Jesu, wie sie auch im zweiten Teil der Geschichte vom „verlorenen“ Sohn zum Ausdruck kommt, könnten wir lernen: Auch in der extremsten Form des Ausbruchs aus unseren gesellschaftlichen Normalitäten nicht nur die Zerstörung und Störung unserer Ordnungen zu sehen, sondern die tieferen, menschlichen Beweggründe zu entdecken, das Menschliche in ihnen anzunehmen. Die „regressiven“ Phasen im Leben sind nicht abzuwerten als infantile Regungen, sondern als notwendige Durchgangsphasen zu weiterer Reife. Vielleicht könnten wir uns selbst darin wiedererkennen: von Sehnsucht nach Liebe, Authentizität und Intimität, Lust und Erweiterung unseres Lebens bewegt und dabei oft mit falschen Mitteln auf dem falschen Wege. Diese vierte Perspektive hat eine starke Einstellungs- und Verhaltenskomponente. In ihr sind die bisherigen Perspektiven in der Praxis „aufgehoben“. Für weite Teile der Motorradfahrer, besonders in der Arbeiterjugend, ist diese Form die Basis zur Öffnung für die anderen Perspektiven.

Die symbolisch-religiöse Perspektive

„Sie können sich gar nicht vorstellen, was es heißt, eine Maschine zu besitzen. Schon, wenn ich sie anucke, dann bin ich begeistert. Schnittige Form, rasant, alles glänzt, perfekte Technik, ein Wunderwerk. . . . Wenn ich das Dröhen höre, dann kriege ich auch manchmal Angst, aber das steigert nur meine Lust zum Fahren . . .“

Abschließend eine mehr allgemein religiöse Perspektive, die ich bei H. Cox (*Verführung des Geistes*, S. 279ff) fand. Die technischen „Wunderwerke“ erwecken ähnliche Empfindungen wie früher die heiligen Stätten und Kultgegenstände: Faszination und Tremendum. Bewunderung und Schrecken. Die Ambivalenz zwischen Leben und Gesundheit spendenden Kräften und denen, die Unordnung, Krankheit und Tod bringen können, ist (im Anschluß an Durkheim) Kennzeichen des Religiösen, des Heiligen. Das Heilige wird Symbol für an sich nicht vereinbare Kräfte, die aber real doch miteinander verbunden sind. Nur die Anbetung läßt die Spannung ertragen: So unbegreiflich ist es wirklich. Anbetung aber geschieht im Ritual und im Mythos. Interessant ist, daß Mythen im Sinne von Ursprungsgeschichten beim Motor-

rad kaum zu finden sind. Die einzige weiter verbreitete Kultgeschichte ist Easy rider. Sie zeigt aber eher in Form von „action“ ein Ritual auf der „Gefangenschafts-Erlösungs-Achse“ (Ricoeur) (H. Cox, ebd., S. 283). Rituale scheinen eher die Form zu sein, in der die Ambivalenz von Leben und Tod, Lust und Leiden, Bewunderung und Schrecken bearbeitet wird. Auch die „Befleckungs-Reinigungs-Achse“ spielt eine gewisse Rolle, wenn man die blank geputzten Maschinen bei den Treffs der Fans betrachtet, aber eher scheint doch der Übergangsritus von einem Status (Jugend) in den anderen (Erwachsener) mit dem Motorradfahren verbunden und damit die Hoffnung auf Befreiung aus Gefangenschaft durch Technisches im Vordergrund zu stehen: „Technische Macht wird der deus ex machina, der uns aus unserer bewegungsunfähigen Bedingung heraushebt und uns von der Gefangenschaft befreit.“ (H. Cox, ebd., S. 284f).

Auf das Motorrad bezogen symbolisiert das Motorrad etwa folgende Träume und Sinngebungen: Mobilität statt Angebundensein, Reisen als Lebenserweiterung, die Maschine als Sexualsymbol, Potenz, Attraktivität, Kontakt, Aufregung, Spannung, Perfektion, d.h. die wichtigsten Sinngebungen und Träume vom erfüllten Leben verbinden sich mit dem Motorrad und den Ritualen, mit denen es benutzt wird.

„Offenbar beginnen gewisse Technologien eine rituelle Bedeutung zu erlangen. Sie haben tiefen Einfluß auf unsere Ängste und Phantasien. Auf sie konzentrieren sich unsere Hoffnungen, sie heiligen unsere Wertvorstellungen, die unsere wichtigsten Entscheidungen leiten. Sie bieten das Ritual, durch das ein gewünschter Zustand erlangt werden kann.“ (H. Cox, ebd. S. 291)

Kann die Maschine diese Erlösung leisten? Wohl kaum, aber sie kann helfen, sich selbst, die anderen, die eigenen Kräfte und Grenzen wahrzunehmen und darin das eigene Geschick in die Hand nehmen zu lernen.